

Allerlei aus deutschen Kriegsspitalern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **23 (1915)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stellung verzichtet also zugunsten der genannten gemeinnützigen Institutionen auf jede Beteiligung am Gewinn der letzten Losausgabe.

Für unsere Zweigvereine, Samaritervereine, Militär-sanitäts- und gemeinnützigen Frauenvereine öffnet sich hier ein sehr dankbares Tätigkeitsfeld. Sie können dadurch, daß sie in ihren Kreisen solche Lose verkaufen, der Rot-Kreuz-Aktion eine namhafte Einnahme verschaffen und zugleich dem allgemeinen Notstand kräftig steuern. Dabei werden sie noch für ihre Vereinskasse ein recht gutes Geschäft machen, indem den betreffenden Vereinen die Lose mit 10 % Rabatt abgegeben werden, wodurch ihren Kassen eine ganz annehmbare Summe zugeführt werden kann.

Die Adresse für Abgabe von Losen sowie für weitere Mitteilungen ist für
 Rot-Kreuz-Zweigvereine: Bureau des
 Rot-Kreuz-Chefarztes, Laupenstr. 8, Bern;
 Samaritervereine: Herr A. Rauber, Zentralpräsident, Obere Hardegg, Olten;
 Militär-sanitätsvereine: Herr U. Labhart, Zentralpräsident, Bundesbahnhof, Basel.
 Gemeinnütziger Frauenverein: Fräulein Berta Trüffel, Bern.

Wir hoffen, auch diesmal nicht umsonst an die kräftige Mitarbeit unserer Hilfsorganisationen, die sich stets wieder bewährt, appelliert zu haben.

Bern, 1. Januar 1915.

Für den Rot-Kreuz-Chefarzt:
 Das Zentralsekretariat.

Allelei aus deutschen Kriegspitälern.

Vom Organisieren und von der Opferwilligkeit. — Ein Eierberg. — Eine Million Mark.
 In Hotelbetten. — Ein fahrendes Spital. — Die eiserne Schlange.

I.

Wir hatten das Glück, kürzlich auf einer höchst lehrreichen Studienreise einige deutsche Lazarette zu sehen und haben viel Bemerkenswertes gesehen, von dem wir annehmen, daß es unsere Leser interessieren könnte. Wir wollen dabei keineswegs eine gelehrte Abhandlung schreiben, sondern möglichst zwanglos die Eindrücke wiederzugeben suchen, die wir dabei erhalten haben.

So hatten wir die Gelegenheit, verschiedene Arten von Spitaleinrichtungen zu sehen und namentlich die in Deutschland so berühmte muster-gültige Organisation etwas näher zu studieren. Und da wir gerade beim Organisieren sind, so ersehen wir, daß auch da eine feststehende Einteilung vorliegt. Es sind dreierlei Kategorien von Spitalern im Innern des Landes zu konstatieren: 1) die Kriegslazarette, welche eine Erweiterung der schon im Frieden bestehenden Garnisonslazarette darstellen, 2) Vereinslazarette, erstellt durch

Rot-Kreuz- oder andere Vereine, in Schulhäusern oder als Barackenlager und 3) Privatlazarette, d. h. Spitaleinrichtungen in Privathäusern, durch Private geleitet und betrieben. Großartig ist nicht nur die muster-gültige Ordnung, die hatten wir erwartet, aber ganz besonders die gewaltige Opferwilligkeit, welche sich in der Errichtung und im Betrieb solcher Anstalten kundgibt.

Wir stiegen in St. Ludwig vor einem sauberen Schulhaus ab und wurden freundlichst empfangen, zunächst in die Küche geführt, in der für 60 Patienten gekocht werden soll. Nun sind solch große Küchen in einem gewöhnlichen Schulhaus schon etwas Merkwürdiges, aber des Rätsels Lösung gab sich bald, die Küche war natürlich nur improvisiert und war im Bade- und Duschraum etabliert. Ein mächtiger Kochherd war aufgerichtet und angenehm riechend brodelte darin ein wirklich leckeres Mahl. Wir wurden

dann etwas neugierig und frugen, wer denn den Herd geliefert hätte. „O, der ist geschenkt von der Bevölkerung“, lautete die Antwort, und um das Gesagte zu bekräftigen, führte man uns in die Nebenräume, wo Lebensmittel in Massen aufgespeichert lagen. Namentlich imponierte uns gewaltig ein Berg von Eiern, wie wir sie in solchen Mengen kaum je gesehen haben. „Alles geschenkt von der Bevölkerung“, lautete die Antwort wieder auf unsere stumme Frage. Und so ging's weiter. Im Operationszimmer, die Möbel, die wichtigen und teuren Utensilien, ja, die schönen Beleuchtungskörper — alles geschenkt von der Bevölkerung. Wir wanderten von Schulzimmer zu Schulzimmer, 11 solcher Räume waren in Spitalzimmer umgewandelt, mit gewöhnlichen, guten Betten belegt, wie sie jede Haushaltung ihr eigen nennt — alles für die Verwundeten gratis von der Bevölkerung hineingestellt. Hier hat uns gerade dieses Zusammenwürfeln verschieden gearteter Betten den Eindruck der heimeligen Stube gemacht.

Und die Pflege? Eine Reihe von Frauen und Töchtern bewegten sich, aber ohne Lärm und ruhig, als ob sie seit Jahren den Dienst als Krankenpflegerinnen versehen hätten, zwischen den vielen Betten hin und her. Freiwillige Pflegerinnen aus der Ortschaft, erklärte man uns, die nach genau und streng eingehaltener Ordnung, von 7—12 oder von 12—7 Uhr ihren Samariterdienst verrichten, unter der tüchtigen Leitung unserer lebenswürdigen, offenbar wohlgeschulten Führerin. Und nachts? „O, da kommt die nötige Zahl Damen, für jedes Zimmer eine, abends her und hält die ganze Nacht getreulich Wacht.“

„Wer verpflegt denn alle diese Pflegerinnen?“

„Die verpflegen sich selbst. Mittags gehen sie schichtweise heim, abends bringen die Nachtwachen das Nötigste für die Nacht selber mit.“

Wir schauten uns diese Pflegerinnen an,

nirgends Müdigkeit, trotzdem sie drei Monate lang ihren Dienst fast ununterbrochen versehen hatten. Das Wohlbehagen auf den Gesichtern der Verwundeten zeugte, ebenso wie das Lob des leitenden Chirurgen, wie hoch die aufopfernde Pflichterfüllung dieser Samariterinnen eingeschätzt wird. Und dabei hilft alles mit, groß und klein, alt und jung. Wir haben diese Mitwirkung der Bevölkerung auch in den großen Lazaretten anderer Ortschaften beobachten können. So waren wir wirklich erstaunt, in Freiburg, das 27 Lazarette errichtet hatte, zu hören, daß bis Mitte Oktober die 6000 Verwundeten und Kranken nur aus den von der Bevölkerung geschenkten Lebensmitteln und den für Ankauf von Viktualien gesammelten Geldern verpflegt worden waren.

Originell und praktisch schien uns auch die Art, wie die Sammlung inszeniert und eine Gleichmäßigkeit in den Eingängen erzielt wird. Denn jede Ortschaft hat ihren bestimmten Abgabetag, an welchem Geld und Gaben an die Hauptjammelfstelle abgeliefert werden, so liefert der Ort A. jeweilen am Montag sein Geld, sein Brot oder seine Eier und seine sonstigen Liebesgaben ab und der Ort B. jeweilen am Dienstag usw. Während der dazwischenliegenden Woche hat er Zeit zum Sammeln, und es wird auf diese Weise ein recht ersprießlicher Wettstreit entfaltet.

Doch zurück zu unsern Lazaretten. Wie in St. Ludwig, so dienen auch im großen Freiburg namentlich die Schulhäuser zu Spitalzwecken. Da fallen denn die zweckmäßigen Einrichtungen geradezu auf, und wir konnten uns des Ausrufes nicht erwehren: „Gerade wie geschaffen für ein Spital“. Mit feinem Lächeln aber klärte uns unser lebenswürdiger Führer auf, indem er uns verriet, daß beim Bau von Schulhäusern immer auf die mögliche Verwendbarkeit als Spital Rücksicht genommen werde. Wir haben uns dabei unwillkürlich, aber stillschweigend gratuliert, daß wir in einem Lande leben, wo der Weitblick

in dieser Richtung glücklicherweise nicht so sehr im Vordergrund zu stehen braucht.

Aber auch Privatlazarette sieht man da in Menge, bald ist es ein Fabrikraum, der recht wohnlich gemacht, mit einfachen, aber soliden Bettstellen versehen, vom Besitzer den Patienten zur Verfügung gestellt wird, bald Private, die in ihren Wohnungen Krankenzimmer von 10—20 Betten einrichten und den Betrieb und die Pflege der Verwundeten ganz auf eigene Kosten übernehmen.

Und wieder ein anderes Bild. Mit saufendem Automobil fahren wir vor eine Bundesstadt. Zahlreiche Baracken mit genügender Winterverkleidung stehen da, jede enthält etwa 30 Betten, Verbinde-, Bade- und Operationsraum, nichts fehlt, alles ist da.

Und das kostet rund eine Million Mark, erklärt man uns, und das Bett kommt so ziemlich auf 1000 Mark zu stehen.

„Woher nehmen Sie das Geld?“

„Das stiftet das Rote Kreuz.“

„Und für den Betrieb? Denn die Verwundeten wollen doch genährt und mit Wäsche versorgt sein?“

Wieder die Antwort: „Das Rote Kreuz und, wenn das Geld alle ist, dann bezahlt uns der Staat für jedes belegte Bett drei Mark im Tag. Das sind Summen, die uns erst recht zu denken geben, wenn wir überlegen, daß wir uns nur in einem ganz kleinen Winkel des großen deutschen Reiches befinden.“

Einer dritten, ganz besondern Art von Lazaretten begegneten wir im schönen Kurort Badenweiler im Schwarzwald. Dieser herrlich gelegene Ort enthält eine ganze Menge durchaus modern eingerichteter Hotels, die sich dem Lande zur Unterbringung von Verwundeten zur Verfügung gestellt haben. Da liegen nun diese Verwundeten in Hotelbetten. Diese Art der Unterbringung war früher auch für unser Vaterland, das ja an Hotels gewiß keinen Mangel leidet, vorgesehen, man ist aber davon abgekommen, weil sich die Pflege in Einzelzimmern zu schwer gestaltet. Von der

Richtigkeit dieser Ansicht haben wir uns durch eigene Beobachtung überzeugen können. Wohl liegen die einzelnen Kranken ungestörter zu zweien, aber die Uebersichtlichkeit fehlt und der Dienst ist für das Pflegepersonal bedeutend erschwert. Zudem versicherten uns viele Verwundeten, daß sie die Unannehmlichkeiten der Massensäle den Bequemlichkeiten des Einzelzimmers den Vorzug gäben. „Der Tag ist lang und man hat im großen Saal doch mehr Abwechslung“, versicherte uns ein gemütlich dreinschauender Unteroffizier. Für fiebernde Kranke, die vielleicht in Delirien liegen, sind diese Einzelzimmer wohl angenehm. Freilich, die Speisesäle sind auch ganz gut brauchbar zu Massenalagern, aber sie bilden für die Benutzung doch nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Raum im Verhältnis zu einem großen Hotelgebäude.

Aber nun zu den Verwundeten! Man muß sie ankommen sehen, um zu ermessen, was Krieg heißt, viel eindringlicher als der Anblick derjenigen, die auf dem Wege der Genesung herumspazieren, auch wenn sie an Krücken gehen, viel tiefer und lauter spricht zum menschlichen Gemüt dieses fahrende Spital, das lautlos mit seiner Unglückslast der Rampe sich nähert. Da und dort geht eines der rauchgeschwärzten Fenster hernieder und ein bleiches, übernächtiges Gesicht schaut heraus, auf den müden Zügen die wohl schon oft gestellte Frage: „Sind wir endlich da?“

Der Chefarzt entsteigt dem Zug, erstattet vorschriftsgemäß dem Bahnhofskommandanten die Meldung kurz und lakonisch: „300 Verwundete aus Rethel, seit 36 Stunden unterwegs, kein Todesfall.“

Und nun beginnt die Arbeit, rasch, aber zielbewußt, energisch, aber still. Die Verwundeten liegen auf Bahren, in jedem Wagen 12, so daß zu beiden Seiten des Mittelganges je sechs Bahren angebracht sind. Kein Verwundeter verläßt zunächst den Zug, denn erst verfügen sich die bereitstehenden Kolonnenjoldaten in die Wagen und geben einem

jeden Verwundeten einen kleinen Zettel in die Hand, auf dem sein Bestimmungsort geschrieben steht; der kommt in die Baracke Nr. 10, der ins Realgymnasium usw. Erst dann werden die Verwundeten herausgehoben und auf die bereitstehenden Wagen der Elektrizischen oder auf Improvisationswagen gebracht, die sie an die definitiven Ruhe- und Heilstätten bringen sollen.

Aber unendlich müde sehen diese Verwundeten aus, wohl nicht nur die Strapazen des Krieges — sie hatten alle schon einige Zeit in den Feldlazaretten gelegen — nicht nur die Wunden oder das sie begleitende Fieber waren auf den blassen, bis zur totalen Teilnahmslosigkeit eindrucklosen, wachsblassen Gesichtern zu lesen, sondern gewiß auch die Ermüdung der langen Fahrt unter so schweren Verhältnissen. Überall die stille, stumpfe Ergebung. Da werden einige auf Bahren getragen, der auf die Brust geheftete weiße Auhängezettel trägt an beiden Seiten rote Ränder, er ist also liegend zu transportieren — schwer verwundet. Dort wird einer sitzend getragen, der rote Streifen fehlt nur an einem Rand des Zettels, und hier und da sieht man einen gehen, von Kameraden gestützt, den Arm in der Schlinge, dem Zettel fehlen beide rote Ränder: „kann gehen“.

Der Zug leert sich und hat 300 Verwundete ausgepöckelt. 43 Wagen faßt die eiserne Schlange, die die kostbare Last direkt hinter der Feuerlinie aufgeladen und sorgsam, gut gefedert in die heimatischen Gauen transportiert hat.

Bevor dieser Zug weiterfährt nach Karlsruhe zur Reinigung, Desinfektion und Neuausstaffierung, bewundern wir noch seine fein organisierte Einrichtung. Nichts fehlt, alles ist da, vom Operationsraum bis zur Küche und den drei Heizwagen. Da ist der Vorratswagen, dort der Eisschrank und in der Ecke eines Wagens der Apparat zur Erzeugung von Leuchtgas für Operationen. Im Bureau mitten im Zug, das zugleich Arbeitszimmer des Chefarztes ist, arbeitet der Verwaltungsoffizier, und mit Verwundern erblicken wir dort sogar das Telephon, das rasch den einen oder andern von den drei Unterärzten durch den langen Zug rufen soll.

Vor dem Zug ergeht sich eine Dame in Schwestertracht, freundlich gibt sie Bescheid. Sie erzählt auch von den Greueln, die sie in den Feldspitälern geschaut, von den vielen, die man noch nicht oder — vielleicht nie mehr transportieren kann. Sie ist die stete Begleiterin des Zuges und fährt schon zum 10. und hundertsten Male mit.

„Ist Ihr Zug nie in Gefahr gekommen, angegriffen zu werden?“ Da weist sie an die Wagendecke — und richtig: jeder zweite Wagen trägt auf dem Dach ein mächtiges Rotes Kreuz: „Und doch“, sagt sie, „haben wir von Fliegern Bomben bekommen, die glücklicherweise schadlos niederfielen.“

„Wann gehen Sie wieder an die Front?“

„In vier Tagen ist der Zug wieder instand gesetzt, dann holen wir uns wieder 300 von den armen Jungens.“

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien aus Basel.

Mit Erlaubnis der Nationalzeitung, die den folgenden Artikel gebracht hat, lassen wir hier eine lustige Skizze aus sockenreicher Zeit folgen und entschuldigen uns von vornherein

sowohl bei den verehrten Damen vom Strickfränzli, wie auch bei den „Gutterebrieder“, für das, was wir, allerdings nur indirekt, angestellt haben.